



Die Autorin (links) auf einem Flohmarkt vor der „Hertie“-Ruine, Anfang der 1990er Jahre

– **QUARTIER** IM VIERTEL TUT SICH EINE MENGE. SCHÖNES UND WENIGER SCHÖNES. MITTE DER 1980ER JAHRE ZOG ES UNSERE AUTORIN IN DEN NORDEN. SCHON DIE ANKUNFT IN OTTENSSEN WAR BESONDERS. SO WIE VIELE ANDERE DINGE AUCH, AN DIE SIE SICH HIER FAST 35 JAHRE SPÄTER ERINNERT

# OH, WIE, SCHÖN IST OTTENSEN

TEXT UND FOTOS ANDREA WEBER

Ottensen begann für mich am 1. April 1986 am Bahnhof Altona. Mit einem kleinen Koffer, der Rest meiner Habe war via „Beiladung“ auf dem Weg. Als ich mich zum Ausgang Ottenser Hauptstraße bewegte, traf ich den Fotografen, mit dem ich bis zum Vortag in Freiburg WG an WG gewohnt hatte. Wir kannten uns nicht. Er steuerte nun sein neues Domizil in der Friedensallee an, mein Ziel hieß Mottenburger Straße. In den folgenden Jahren sollten viele gemeinsame Geschichten für dieses Magazin und andere Projekte folgen. Mein neues WG-Zimmer lag in der ersten Etage eines kleinen Mehrparteienhauses, ich teilte von nun an eine 2,5-Zimmerwohnung mit einer anderen Studentin. Für die 55 Quadratmeter bezahlte jede von uns 125 DM Miete monatlich. Das WC befand sich auf halber Treppe abwärts, sowas ähnliches wie eine Dusche oben unterm Dach. Sie war von einem findigen Studenten in einer kleinen Abseite installiert worden. Das Wasser wurde durch einen 15-Liter-Warmwasser-Boiler beheizt. Vorheizzeit ca 25 Minuten. Wir teilten sie mit sieben Personen. Die Wohnung versuchten wir mit Briketts und Eierkohlen warm zu kriegen, die uns vom Kohlenmann einmal jährlich in den Keller geschüttet wurden. Danach galt es, das Treppenhaus wieder „ordentlich“ zu säubern. Wie das ging, erfuhren wir durch unsere Nachbarin, Frau D., eine alteingesessene Mottenburgerin, die beherzt zu demonstrieren wusste, dass dies nur durch wiederholtes Fluten und Schrubben des Linoleumfußbodens mit Seifenwas-

ser überhaupt möglich war. Für mich, die ich aus dem Schwabenland mit der Kehrwoche durchaus vertraut war, war dies eine neue Erfahrung. Überhaupt genossen wir, die „jungen Leute“, die die rechte Haushälfte bewohnten, eine strenges Regiment durch die Älteren, die auf der linken Seite wohnten. Frau D. war alleinerziehende Mutter und arbeitete als Altenpflegerin. Tagtäglich, morgens um 5 Uhr hörte man sie stöhnen und fluchen, wenn sie ihr schweres Hollandrad aus der Wohnung im 1. Stock nach unten schleppte. Sie zog später in eine kleine Neubauwohnung im Viertel um. Noch heute sehe ich sie, inzwischen sehr betagt, mit ihrem Rollator am Platz der Republik sitzen. Sie nennt mich noch immer „mein Schatz“ und bittet, „alle zu grüßen“.

Familie K. wohnte ein Stockwerk höher und sah geduldig darüber hinweg, dass unsere Gemeinschaftswaschmaschine im Erdgeschoss gelegentlich für Wasser in ihrem Keller sorgte. Herr H., der das Erdgeschoss links bewohnte, hatte da keine Probleme. Er war nie da. Für die Möblierung meines Zimmers sorgte ich via Sperrmüll. Am Abend vor der Abholung war Party, wenn die Leute durchs Viertel streiften und Brauchbares einsammelten. Unser Haus gehörte damals einer Erbengemeinschaft, die angestrengt versuchte, es loszuwerden. Es fand sich jedoch niemand, der ein Sieben-Parteien-Haus mitten in Ottensen für insgesamt 112.000 DM kaufen wollte. So blieb alles beim Alten. Weihnach-

ten stellte der Vermieter rosa Usambaraveilchen vor jede Wohnungstür, man kannte sich. Im Haus gegenüber war die Bewohnerstruktur ähnlich: alteingesessene Mottenburger und Leute, die aus anderen Gründen kein Geld hatten. Man ging in Puschen auf die Straße, die Alten regten sich über die Jungen auf, weil sie ihre Fahrräder an die Hauswand lehnten, Mottenburg eben.

Da unsere Wohnung keinen Balkon hatte, verbrachte ich im Sommer mein Leben auf der Fensterbank. Die alten dänischen Fenster waren verrottet und baufällig und hätten einen Anstrich vertragen können, aber sie ließen sich nach außen öffnen. Mit meiner Unilektüre verbrachte ich Stunden am geöffneten Fenster. Schon bald kannte ich eine Menge Leute, die die Straße auf- oder abließen. Mit einer älteren Dame kam ich immer öfter ins Gespräch. Sie war gerade Ende 60, bestand aber darauf, dass ich sie „Oma Thode“ nannte. Mit ihr streifte ich oft durch Ottenssens Straßen und sie erzählte mir viel aus dem alten Ottensen. Nach dem Krieg hatte sie in der Fischfabrik Gottfried Friedrichs KG in der Völckerstraße gearbeitet und war täglich mit der Straßenbahn durch die Ottenser Hauptstraße gefahren. Die Fischerarbeiterinnen gehörten zum Stadtbild, wurden aber nur eben gelitten, da der Geruch an ihnen klebte wie Kaugummi. Das historische Gebäude von 1908, in dem die größte Wildlachsräucherei Europas residierte, wurde 2005 abgerissen und wich dem Quartier Westend.



*Blick aus dem Fenster der Mottenburger Straße auf die Ottenser Hauptstraße (1980er Jahre)*



*Nachbarschaftsplausch auf der Ottenser Hauptstraße (1980er Jahre)*



*Bahrenfelder Straße, heute Bar Ribatejo (1980er Jahre)*



*Hausfassade des Café Katelbach in der Großen Brunnenstraße (1980er Jahre)*

## IM VIERTEL IST ALLES WIE FRÜHER – NUR GANZ ANDERS

Oma Thode erzählte mir auch von dem Kino in der Ottenser Hauptstraße, in dem sie ihren späteren Mann kennengelernt hatte. Zu meiner Zeit war dort bereits das Lebensmittelgeschäft „Bolle“ (heute „Denn's“) untergebracht.

Meine ausgelesenen Bücher brachte ich zu Oma Thode rüber und wir sagten uns jeden Morgen am Fenster „Guten Morgen“, bevor sie ihr schlohweißes Haar dann zum Dutt zusammenfasste. Eines Morgens blieben ihre Jalousien unten, Oma Thode war auf ihrem Sofa, mit einem schönen Buch in der Hand, einfach gestorben. Ottensen, so schien es mir in den 1980er Jahren manchmal, lag wie Dornröschen im Schlaf. Kurz vor dem Erwachen ...

Kein Mensch redete von der Schönheit der Elbe, diesem mächtigen Strom, der mich faszinierte. Unten auf der Elbstraße standen alte Wohnwagen zwischen Müll im Niemandsland, leerstehende Häuser am Elbufer rotteten vor sich hin. In dem kleinen Kiosk, der die Strandperle damals war, konnte man sich ein Bier holen und wie heute auf Steinen oder im Sand sitzend, den Schiffen beim Fahren zusehen.

Oftmals fast allein. Im Stadtteil selbst überall Brachflächen und Baulücken, viele Häuser baufällig, manche davon bewohnt, manche auch nicht. In den Hinterhöfen wohnten WGs. Und das Viertel war politisch in Bewegung. So wie man sich heute seine Yoga-Gruppe sucht, suchte man sich damals seine Bürgerinitiative. Von der Anti-AKW-Gruppe, über die Nicaragua-Gruppe bis zur Frauengruppe ... – das Spektrum war immens. Die Motte, die W3, die Fabrik oder das Stadtteilarchiv, das waren die Anlaufpunkte für Engagement und Teilhabe. Und danach in den „Vogel“ (heute „Hatari“), wo viel Bier floss in rauchgeschwängelter Luft, untermalt von lauter Musik.

Im Sommer lagerte man auf dem „Kemal-Altun“, nebenan lebten die Punks in ihren Bauwagen. Manchmal lief dort ein Film oder Musik, Sommerkino bot auch schon bald die Motte an. Samstags besuchte ich traditionell den „Bücherwurm“, einen Traum von Antiquariat, weitläufig und direkt am Platz in einem provisorischen Nachkriegsbau, der später abgerissen und durch einen mächtigen Neubau ersetzt wurde.

Über Jahre erschien es mir wie ein Wunder, ein Zimmer zu bewohnen, das fußläufig zu einem richtigen Fernbahnhof lag. Kurz hinter dem Bahnhof, dort wo heute das Mercado Anlaufpunkt ist, hieß damals der Mittelpunkt des Stadtteils: Hertie! Dort gab es alles, und dort traf man alle. Ende der 1980er Jahre wurde das Gebäude verkauft und abgerissen. Für die Ottenser Bürger ein unvorstellbarer Vorgang, der mächtig Protest nach sich zog. Besonders hinsichtlich der Planungen eines neuen Einkaufszentrums auf den Überresten des alten jüdischen Friedhofs. Gegenüber der Ruine bot „Tchibo“ schon lange vor der Latte-Macchiato-Zeit für kleines Geld Milchcafé und belegte Brötchen an. An Stehtischen drinnen oder zwischen den Flohmarktständen draußen traf man sich, die Hertie-Ruine im Hintergrund. Hier entwickelte sich bald eine Parallelwelt. Zu Weihnachten hatten es sich Obdachlose in den Geschäftseingängen so gemütlich wie möglich gemacht – dank Kleintmöbeln und Weihnachtsbäumen, die die Nachbarn vorbeigebracht hatten.

Die Ottenser Hauptstraße war auch Treffpunkt der zahlreichen Punks, die dort mit

exorbitanten Frisuren, vielen Hunden mit Namen wie „November“ oder „Kartoffel“ für Leben, Spaß und auch viel Ärger sorgten. Bier, verschiedenste Sprachen und Dialekte, sowie laute Musik und die Frage „Haste mal ne Mark?“ gehörten zum Ritual dazu. Genau so wie der Wochenmarkt, wo sich freitags die Prominenz traf – auf eine Wurst. Viele Geschäfte von damals sind verschwunden. Zum Beispiel ein Großteil der türkischen Gemüsegeschäfte, die es an jeder Ecke gab. Es gibt sie aber noch, die Läden, die Ottensen schon damals zu dem Stadtteil machten, der er eben ist. Noch immer. Die Buchhandlung „Christiansen“ zum Beispiel. Und auf der Ottenser Hauptstraße die Elefanten-Apotheka oder die Haspa-Filiale, die Druckwerkstatt oder auch die Boutique „Pepita“ haben die steigenden Mieten überlebt, die schon Anfang der 1990er angeprangert wurden. Die Drogerie „Molitor“, war Kult in Ottensen. Der Chef repräsentierte seinen Laden stets mit weißem Kittel und stand für außergewöhnliche Produkte wie stabile Leinenschürzen, Stoffe und das rot-weiße Kordelband, das bis heute in meinem Alltag allgegenwärtig ist. Im Souterrain Ecke Mottenburger/Ottenser Hauptstraße befand

sich der erste Bioladen des Stadtteils. Bei „Achalidan“ standen säckeweise Nüsse und Haferflocken im Laden, die damals von Dieter händisch vermengt und in braune Papiertüten gefüllt wurde.

Mitte der 1990er wurden wir Familie und brauchten eine neue Bleibe. Die Mieten waren bereits horrend, auch die Immobilienpreise nahmen Fahrt auf. Viele der alten Bewohner verließen das Viertel, weil sie bei den steigenden Mieten nicht mehr mithalten konnten. Wir hatten das Glück, ein baufälliges Dachgeschoss erwerben zu können, das wir selbst renovierten und bis heute bewohnen. Damals war die Fischers Allee eine verschlafene Nebenstraße am Rande des Viertels. Gegenüber lag die Firma Asche AG, die sich bis zum Friedhof erstreckte. Morgens in der Früh trotteten die Werk tätigen heran und verließen abends das Gelände. Zwischendurch ein paar Lieferwagen, ansonsten war Stille. Einige Jahre später wurde die Asche AG geschlossen. Auf dem riesigen Gelände sollten für über 17 Millionen Euro mehr als 50 Eigentumswohnungen und eine zweigeschossige Tiefgarage entstehen. Zum Abschiedsfest für die

Mitarbeiter waren auch Nachbarn geladen. Es war ein trauriges Fest, das von den Mitarbeitern boykottiert wurde. Für die Nachbarn war es der Beginn einer langen Bauphase mit viel Beton und viel Lärm. Und der Beginn einer Entwicklung, die im Stadtteil längst Normalität ist. Mittlerweile ist jede Baulücke geschlossen, sämtliche Hinterhöfe bebaut. Ein neues, anderes Ottensen ist entstanden. Mit viel mehr Menschen, viel mehr Autos, viel mehr Baustellen, viel mehr Miete, viel mehr Eigentum, viel mehr Geld, viel mehr Verkehr. Und mit viel weniger türkischen Nachbarn. Aber trotzdem noch mit viel Kunst, Kultur, Vielfalt und Teilhabe, mit Engagement und mit Ereignissen wie der *al-tonale*, mit einer lebendigen Kirche, mit vielen Kindern, schönen Spielplätzen und grünen Flächen.

Und, wenn man genau hinschaut: Der Blick aus dem Fenster an dem Ort, wo für mich alles begann, sieht noch fast so aus wie damals. Das alte Kopfsteinpflaster, die Bäckerei an der Ecke, die Druckwerkstatt, daneben „Pepita“, die sich jetzt Boutique „Pepita“ nennt. Alles wie früher. Nur anders. ●